Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 23 (1915)

Heft: 3

Artikel: Allerlei aus deutschen Kriegsspitälern

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-545872

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Allerlei aus deutschen Kriegsspitälern.

Dum-Dum-Geschosse? – 26 Löcher. – Vom Schrapnell und dem Bernerschädel. – Granatsplitter. – Invention française – fabrication allemande. – Warum bei den Franzosen «nichts zu machen ist». – In deutschen Hosen. – Der falsche Engländer. – Von Henri Dunant und einer eindringlichen Lehre.

(Schluß.)

III.

So kommen wir allmählich auf die Urheber aller dieser Wunden zu sprechen, auf die Geschosse, deren genaues Studium so manches erklärt, was merkwürdig und kaum glaublich erschien. So z. B., daß die Franzosen aus ihren Kugeln unmöglich Dum-Dum-Geschosse machen konnten. Das französische Infanteriegeschoß besteht nämlich nicht wie die Geschosse fast aller andern kriegführenden Staaten, wie übrigens auch unser schweizerisches, aus einem Stahlmantel und einem Bleikern, sondern ist aus einem einzigen Bronzestück hergestellt. Es gleicht in seiner Form auffallend dem schweizerischen Spitzmantelgeschoß. Da sein Gewicht nahe der Mitte liegt, kommt es beim leichtesten Aufschlagen oder Streifen ins Pendeln und die Fälle sind gar nicht selten, wo es mit dem Hinterteil zuerst die Haut durchschlägt. Auch da sind die Einschußöffnungen nicht viel größer, als wenn es mit der Spitze auftrifft. Schlimmer sind die Fleischwunden schon, wenn es als Querschläger den Körper durchschlägt. Deutlich verschieden ist seine Wirkung, wenn es von ferne oder aus der Nähe den Körper trifft. Die glatten Durchschüsse, die z. B. einen Knochen nur mit geringer Spaltung lochförmig durchbohren, kommen ausnahmslos aus großer Entfernung. Auch der Leberschuß, von dem wir sprachen, muß aus großer Distanz abgegeben worden sein. Denn aus der Nähe entsendet, entwickeln diese Geschosse im feuchten menschlichen Körper eine gewaltige Sprengwirkung. Diese Verhältnisse sind übrigens beim deutschen Infanteriegeschoß die gleichen. Wir sahen einen Franzosen, dem ein solches auf 80 Meter abgegebenes Geschoß den Oberarmknochen so stark zerschmetterte, daß er wie zu Pulver zerrieben erschien und nur noch am Schulter- und am Ellbogengelenk ein Stück gesunden Knochens blieb. Dank den außerordentlichen Bemühungen des Chirurgen wurde der Arm nicht amputiert, noch jetzt ist das faustgroße Loch zu sehen, das in leichter Eiterung im Begriffe ist, sich zu schließen. Die Wunde wird, wie übrigens alle diese eiternden Wunden, sehr fleißig der Sonne ausgesetzt, von der man außerordentlich gute Wirkungen sieht. Dem Franzosen wird später ein gesundes Knochenstück eingepflanzt werden, und nach Aussagen des Chirurgen, wird der junge Mann nachher sehr gut imstande sein, seinen Obliegenheiten als Landwirt vorzustehen. Er anerkannte das übrigens sehr dankbar an und war des Lobes voll über den «excellent professeur».

Manchmal zersplittern aber die Geschosse selbst am Knochen in unzählige Stücke. Unzählig, sagen wir, denn auf dem Röntgenbild, das uns vorgewiesen wurde, waren die Metallsplitterchen wirklich nicht zu zählen. Das gewaltige Loch, das im Arm entstanden war, führte der Mann zuerst auf Dum-Dum-Wirkung zurück, mußte sich aber davon überzeugen, daß es sich um einen ganz natürlichen Vorgang handelte, als ihm der Chirurg die ganz wohlerhaltene und intakte Spitze vorwies, die er in der Tiefe der Wunde gefunden hatte.

Weniger wirksam scheinen die Schrapnellgeschosse zu sein, obwohl arge Zerreißungen durch die ganz runden Schrapnellkugeln auch nicht selten sind. Man hatte uns einmal erzählt, die Schrapnellkugeln vermöchten den

Körper nicht ganz durchzuschlagen, uns wurde aber ein Mann gezeigt, der 13 Schrapnell-durchschüsse, also 26 Löcher im Körper hatte, er ist mit dem Verlust eines Unterschenkels davon gekommen.

Manchmal scheinen sie aber wirklich nicht so schlimm zu sein; dem Gärtner des Rot-Kreuz-Spitals in Bern, der als Deutscher den Krieg mitmacht, fuhr eine solche Kugel durch den Helm in den Kopf; als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, schleppte er sich zu einem Verbandplatz, wurde dort behandelt und kam später in ein Reservelazarett seiner Heimat, von wo er uns schrieb, daß die Schrapnellkugel seinen Schädel nicht durchschlagen habe, was er seinem langjährigen Aufenthalt in Bern zuschreibe. Vielleicht hätten andere Städte unseres lieben Vaterlandes denselben Dienst getan?!

Am schlimmsten hausen aber die Granaten, deren Sprengstücke ganze Glieder glatt wegreißen können. Es scheinen auch Neuerungen in deren Konstruktion aufgekommen zu sein, denn die Granaten der französischen Feldbatterien zerfahren nicht, wie die andern bekannten Geschosse dieser Art, in Brocken, sondern in kleine scharfe Splitter, so scharf, daß sich die Chirurgen beim Herausnehmen der Stücke aus den Wunden nicht selten verletzen. Die Wirkung solcher Splitter, die derjenigen eines schneidenden Instrumentes gleichkommt, ist denn auch eine außergewöhnliche. Ein Splitter, der nicht größer und dicker ist wie ein Kleinfingernagel, ist imstande, einen Oberschenkelknochen glatt zu durchschneiden.

Verderblich wirken aber diese Artilleriegeschosse noch in einer ganz andern Richtung. Indem sie den Boden aufreißen und dann erst explodieren, reißen sie die Erde mit all ihren Infektionskeimen mit sich und führen in den weitaus meisten Fällen zu Infektion der Wunden. Und wenn man bedenkt, wie viel Pferdemist auf diesen roßdurchstampften Gefilden liegt, so ist es wahrlich nicht zum Verwundern, daß der Tetanus, der mit Recht so gefürchtete Starrkrampf, so massenhaft aufgetreten ist und auch bei den geringfügigsten Verletzungen den Tod in gräßlichen Krämpfen und Zuckungen hervorgerufen hat. Glücklicherweise scheint in den letzten Monaten, so ziemlich übereinstimmend mit dem Eintritt der Kälte, der Tetanus seine Kraft etwas eingebüßt zu haben.

Was erfindet doch der Mensch alles, um seinen Mitmenschen zu töten. Mit der neuen Waffe, den Flugzeugen, sind auch neue Vernichtungsmittel erfunden worden und wir haben nicht ohne ein gewisses Frösteln die Fliegerpfeile in der Hand gehalten, die man uns zeigte. Etwa 15 cm lange, an einem Ende äußerst scharf zugespitzte, zirka bleistiftdicke Stahlstäbe sind es, die dank dem gegen die Spitze zuliegenden Schwerpunkt einmal in der Luft, immer mit der Spitze nach unten zu Boden fallen und den z. B. stehenden Mann von oben bis unten durchbohren können. Sie werden vom Flieger in Bündeln hinausgeworfen, aber da von einem Zielen keine Rede sein kann, ist ihre Trefferzahl in der Regel sehr klein.

Auch die Ironie geleitet diesen Pfeil auf seiner verderblichen Wanderung. Wir hielten so ein Geschoß in Händen, das zwei gestanzte Inschriften trug; die eine lautete: «Invention française», die andere: «Fabrication allemande».

Grausam ist der Mensch in der Erfindung seiner Mordinstrumente, am grausamsten vielleicht in der Erfindung von Lügen. Nie aber wird die Lüge in so enormen Massen und so scheußlichen Mißbildungen geboren wie im Krieg. Wie viel hat man gelesen von absichtlichen, ungeheuerlichen Verstümmelungen, von Grausamkeiten aller Art. Nun, wir haben uns Mühe gegeben, Beglaubigungen solcher Vorkommnisse oder sogar Opfer derselben ausfindig zu machen — glücklicherweise umsonst. Wir haben mit Aerzten gesprochen, auch Verwundete gefragt, ob sie solche Opfer gesehen oder von ihnen gehört hätten und haben stets

nur die Antwort erhalten, daß ihnen von all dem nur durch die Zeitungen bekannt geworden sei. Das klang für uns wie eine Erlösung von schwerem Albdruck; hoffen wir, daß alle solchen Nachrichten sich als bloße Ausgeburt einer überregten Phantasie und einem durch die begreifliche Aufregung entstandenen Mangel an Besinnlichkeit erweisen werden.

Freundlich, überaus sympathisch berührte das Verhältnis zwischen verwundeten Franzosen und Deutschen. Wir haben uns mit vielen von diesen Franzosen unterhalten und das bestimmte Gefühl bekommen, daß die Versicherung, sie seien hier sehr gut aufgehoben, keine bloße Höflichkeitsformel oder etwa ein erzwungenes Geständnis ist. Sie sind wirklich gut versorgt und wir haben weder in der Behandlung noch in der Pflege den geringsten Unterschied gesehen. Daß die französischen Verwundeten draußen nicht frei herumgehen können, ist ja selbstverständlich, und geschieht nicht zum wenigsten in ihrem eigenen Interesse. Wir wollen aber ruhig eine Wette eingehen, daß, wenn diese französischen Verwundeten dieselben Uniformen trügen, wie ihre deutschen Kameraden, beim Besuch der Lazarette niemand ihre Nationalität herausfinden würde, es sei denn am lebhafteren Temperament oder an dem degagierteren Auftreten der romanischen Rasse.

Im Korridor eines zum Lazarett umgewandelten Schulhauses sahen wir plötzlich 4—5 Rothosen die Treppen heraufstürmen. Stirnrunzeln des Lazarettchefs: Was haben die jetzt herumzuspringen? Darauf die Erklärung der Oberin: Vorher seien Deutsche und Franzosen in friedlichster Harmonie beieinander gewesen, das schöne Verhältnis sei durch die Taktlosigkeit eines französischen Offiziers gestört worden und daraufhin sei von oben herab die Verfügung eingetroffen, die Franzosen seien gesondert einzulogieren. „Aber es ist nichts zu machen," erzählte mit lustigem Lächeln unsere Führerin, „die wollen immer drunten bei ihren deutschen Kameraden sein, sie setzen sich zu ihnen aufs Bett und tauschen Zigaretten mit ihnen aus. Schade, das Verhältnis war ideal, letzthin überraschte mich am Nachmittag ein sonderbarer Anblick. Ein deutscher und ein französischer Soldat waren eng umschlungen auf demselben Bett eingeschlafen".....

Und in einem andern Lazarett waren wir selber Zeuge einer frohen Szene. Ein französischer Verwundeter war eifrig dabei, seine deutschen Leidensgenossen in ein neues Kartenspiel einzuführen und korrigierte in einem fort: „flecht, flecht," während andere gemütlich über seine Achsel gelehnt ihm zusahen. Da der Mann dunkle Beinkleider trug, frugen wir ihn, welcher Waffengattung er angehöre, erhielten aber die lachende Antwort, seine eigenen roten Hosen seien total zerrissen, deshalb trage er diejenigen seines « bon camarade ».

Ueberall das beste Einvernehmen. Ja, ist das denn eigentlich etwas ganz Besonderes? Aber fragen muß man sich, warum es nötig wird, daß sich Menschen mit Kugeln und Pfeilen durchbohren und mit Granatsplittern aufreißen müssen, bevor sie erkennen, daß sie alle Brüder sind und in herzlicher Eintracht beieinander wohnen. Die Menschheit ist doch noch sehr unvollkommen.

Auch andere Landsleute haben wir gesehen, sogar einen Engländer, wenigstens beinahe, d. h. es war ein falscher. An einer Bettafel stand deutlich zu lesen „Englisch". Wir machten uns dann sofort an den Mann heran, kehrten unser schönstes Englisch heraus, da aber erklärte der Mann mit verschmitztem Lächeln: „Ick kann nicht Englisch, ick heeße man blos Englisch, Fritz Englisch". Das Halloh im Krankenzimmer bewies uns, daß die ganze Sippschaft sich schon lang auf diesen täglich wiederkehrenden Reinfall gefreut hatte.

Dafür beherbergte eines der Betten einen richtigen und wahrhaftigen Landsmann. Wir erblickten an einer der Bettafeln mit Kreide

sauber gemalt ein eidgenössisches und daneben ein bernisches Wappen, und da darunter ein ganz echt klingender Berner Name stand, entfuhr uns auch ein ganz kräftiges, urchiges Berner Begrüßungswort. Der Mann bestätigte uns denn auch seine bernische Herkunft, erzählte uns dann eine lange, etwas merkwürdige Geschichte, laut welcher er aus Frankreich nach der Schweiz zurückgekehrt, erst bei uns Dienst getan, sich aber dann aus Langeweile nach der Entlassung zu den Deutschen gewendet hätte, um als Dolmetscher zu dienen, dabei sei er getroffen worden.

Daß übrigens viele der Verwundeten lange Jahre in der Schweiz gewohnt hatten, bewiesen uns jeweilen die heimeligen, verschiedenfarbigen Dialekte unserer Heimat, die wir überall wieder hörten, und die dem Schweizer Besucher allemal wie etwas Köstliches vorkommen, wenn er sich in fremden Landen befindet.

So wechselten für uns in dieser dreitägigen Studienreise die bunten Bilder in mannigfachster Art, und wenn sie interessant und lehrreich waren, so verdanken wir es in allererster Linie der ausgezeichneten Führung und dem weitgehendsten Entgegenkommen, das uns durch die Behörden und Vorstände der verschiedenen Aktionskomitees zuteil geworden ist. Die Herren, vorab Herr Geheimrat Fabricius, Rektor der Freiburger Universität, dann die Herren Professoren Hotz, Hägler und de Quervain haben uns in außerordentlich liebenswürdiger Weise ihre ganze Zeit geopfert und keine Mühe gescheut, den Fremden alles Wissenswerte zu zeigen. Sie können aber auch auf das, was sie uns vorführten, mit Recht stolz sein, wir haben ihre Wirkungsstätte nicht nur mit dem Gefühl von Dankbarkeit, sondern mit demjenigen aufrichtiger Bewunderung verlassen.

Der aufmerksame Leser, der mit uns diese anspruchslosen Bilder in bunter Abwechslung betrachtet hat, wird gewiß auch das Gefühl bekommen haben, daß sich aus dem Gesehenen viel lernen läßt. Wir haben ja im Vergleich zu der ungeheuren Zone, welche die Kampfführenden und ihre Opfer beherbergt, nur ein ganz verschwindend kleines Winkelchen gesehen, und doch wirkte der Anblick so vieler dieser Opfer, verstümmelt in voller, blühender Jugendkraft, erschütternd auf das Gemüt, auch ohne daß wir die Vernichtungsarbeit um die Schützengräben gesehen hätten und die Hunderttausende, die in den Tod der Pflicht gegangen sind — ein unendlich trauriges Stück Kriegselend ist uns vorgeführt worden.

Wohltuend aber wirkt und wahrhaft versöhnend die unendliche Mühe, die die Völker sich geben, um in prachtvoller Hingabe den Opfern dieses Kriegselendes beizustehen; geradezu ungeheuer sind die Anstrengungen, die gemacht werden, um das unsägliche Leid zu lindern. Alles wird beigezogen, ein schier unerschöpflicher Opfersinn, weise, weitblickende Organisation und nicht zuletzt eine weit fortgeschrittene Wissenschaft, die heute die Früchte eines unverdrossenen Weiterarbeitens in den Dienst der Rot-Kreuz-Arbeit stellt. Denn Rot-Kreuz-Arbeit ist es, was da geschieht von der Feuerlinie weg bis zum letzten Spitalbett, und wir wollten, Henri Dunant könnte heute sehen, welche gewaltigen Fortschritte sein Werk getan hat, und welch ein Segen auf dem großen Gedanken ruht, den er — auch unter dem Eindruck einer grauenvollen Schlacht — gleich einer zündenden Fackel in die Welt hinausgeworfen hat.

Uns aber liegt ob, und das ist die eindringliche Lehre, die wir auf unserer Studienreise erhalten haben, diesen Gedanken und das, was wir gesehen, auch für uns nutzbar zu machen. Mit unserer Armee soll auch das schweizerische Rote Kreuz fertig gerüstet dastehen können.